



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Menschliche Lebensdauer.

Im Dezember 1881 also war es, daß ich in Dunderby eintraf, wo damals der hochw. P. Joseph als Sub-Prior fungierte, der gegenwärtig auf der Station Emaus in Ostgrönland weilt und dem Chr. Abt Franz bis zur letzten Stunde in treuer Liebe zur Seite stand. P. Joseph wäre damals schon längst einmal gerne der Einladung des Hochwürdigsten Bischofs nach Grahamstown gefolgt, wenn er einen der englischen Sprache einigermaßen fundigen Reisebegleiter gehabt hätte. Da ich nun damals schon ein paar Worte englisch parlieren konnte, entschloß er sich, den Besuch in meiner Begleitung auszuführen.

In der Weihnachtswoche fuhren wir beim ersten Morgengrauen per Ochsentrarre, die mit flinken Trabochsen bespannt war — die Pferde waren an einer Seuche krepiert — nach der gute sechs Wegstunden entfernten Bahnhofstation Corney ab. Der Eisenbahngzug brachte uns bald nach einem Kreuzungspunkt, wo wir umsteigen mußten. Nachdem wir in der Restauration ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatten, stiegen wir „natürlich“ in einen falschen Zug und mußten infolgedessen auf der nächsten, ganz einzam in der afrikanischen Wildnis gelegenen Station aussteigen. — „Nichts als Gebirge und Felsen“ hätte ein Berliner gesagt. Immerhin fanden wir daselbst ein solides, aus Steinen erbautes Stationshaus mit einem netten jungen Chepaar. Die Leute waren katholisch und hatten eine ungeheure Freude über die Ankunft eines katholischen Priesters, denn sie hofften, daß ihr erst neulich angekommenes erstes Baby nun auch gleich getauft werden könnte. Da aber P. Joseph die bischöflichen Fakultäten nicht besaß, mußte er die Freude der guten Leute zu Wasser werden lassen.

Unser Wohlgefallen hatten wir von da nach Grahamstown telegraphiert, und so kamen wir nach einigen Erfahrungen, wenn auch etwas verspätet, noch immer bei guter Tageszeit an unserem Bestimmungsort an, wo uns ein am Bahnhof wartender Geistlicher in einen bereitstehenden „Spider“ (leichte, wetterpurige Chaise) packte und nach der bischöflichen Residenz beförderte.

Leider war der Hochwürdigste Herr Bischof nicht zu Hause; er hatte sich über die Feiertage nach Port Elizabeth begeben und war noch nicht zurückgekehrt. Das bischöfliche Palais war nur von zwei Pfarrgeistlichen und zwei Jesuiten bewohnt. Die letztern waren zur Erholung aus der Sambesi-Mission zurückgekehrt und nun in einem kleinen Colleg tätig, das die Jesuiten in Grahamstown unterhielten. Einer derselben, ein sehr lieber Herr mit einem prächtigen schwarzen Bart, war aus Norden gebürtig und wußte die interessantesten Abenteuer zu erzählen. Einmal z. B. sei er Nachts im Fieberdesirium in den Sambesi gesprungen, wo es bekanntlich von Krokodilen nur so wimmelt. Doch das kühle Bad bekam ihm gut, und er sei mit heiler Haut davongekommen.

Auch die übrigen Herren, von denen mir namentlich noch ein Holländer mit dichtem grauen Vollbart als energische, aber etwas sartalistisch angelegte Natur in Erinnerung ist, erwiesen uns alle Ehren der Gastfreundschaft, nur fühlten sie einige Verlegenheit über den Umstand, daß P. Joseph im schwarz-weißen Ordenskleid gekommen war. Sie meinten, es sei dies in einer ganz protestantischen Gegend nicht ratsam, und ließen ihn deshalb am nächsten Tag die hl. Messe nicht in der Kathedrale lesen, deren stattlicher Bau Tags zuvor sein Interesse in so hohem Grade erweckt

hatte, sondern führten ihn durch allerlei Seitengäßchen in den Garten eines benachbarten Schwesternkonvents, in dessen Kapelle er in Frieden zelebrieren konnte.

P. Joseph war eben ein Sohn des P. Franz, und der dachte in diesem Stücke ganz anders. So erzählte er mir z. B. im Dezember 1890, als ich ihn in Mariannhill besuchte, er sei einmal in Berlin, als er bei einem hohen Herrn vom Auswärtigen Amt eine Audienz hatte, im vollen Trappistenstaat, d. h. mit der Kugle (einem weißen, in malerischem Faltenwurf bis zu den Knöcheln reichenden Mantel mit Kapuze) vorgefahren, ohne daß merkwürdiger Weise die Welt untergegangen; und auch Berlin und das auswärtige Amt stehen heute noch. (Schluß folgt.)

Menschliche Lebensdauer.

Denken wir uns eine Million neugeborene Kinder. Beinahe 150 000 derselben verschwinden von der irdischen Laufbahn noch im Laufe des ersten Jahres, im zweiten Jahre treten weitere 50 000 aus den Reihen. Nach Ende des 13. Jahres fehlen wieder gegen 30 000, nach 45 Jahren aber beträgt die Zahl der Neugeborenen 500 000. Nach 60 Jahren fährt man von den anfänglichen 1 000 000 Menschen nur noch 170 000 grauhaarige Leute, deren Zahl sodann nach weiteren 10 Jahren auf etwa 970 zusammenschmilzt. Nach 90 Jahren sind kaum noch 200 übrig und vielleicht kaum Einer von der ganzen Million wird das Alter von 100 Jahren erleben.

Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen beträgt 33 Jahre, manche Statistiker nehmen sogar nur 28 Jahre dafür an. Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 18. Lebensjahr; von 100 erreichen durchschnittlich nur sechs das Alter von 60 Jahren, und von 500 sieht kaum Einer das 80. Lebensjahr. Jeden Tag sterben etwa 50 000 Menschen, einer in jeder Sekunde.

Wein du 17 Jahre alt bist, so ist dir eine Gnade widerfahren, welche der Hälfte deiner Altersgenossen nicht zuteil geworden, und hat dich Gott bis zum 60. Lebensjahr aufgespart, so ist das eine Begünstigung, welche nicht der fünfte Teil der Menschheit genießt. Haßt du schon ernstlich darüber nachgedacht? Benütze die kostbare Zeit, sie ist der Kaufpreis für eine glückselige Ewigkeit!

Harun al Raschid und die Traumausleger.

Der Kalif Harun al Raschid (um 800) träumte einst, all seine Zähne seien ihm ausgefallen. Er ließ einen Traumausleger kommen, und fragte, was der Traum zu bedeuten habe. „Gott wolle dich vor allem Unglück bewahren!“ sagte der Ausleger, „der Traum bedeutet, daß du alle deine Verwandten sterben sehn wirst.“ Der Kalif, erzürnt über die ible Auslegung, ließ ihm hundert Stockstreiche geben, und einen anderen Ausleger rufen. Dieser antwortete auf die Frage, was der Traum bedeute: „Der Himmel wolle allen deinen Verwandten ein langes Leben verleihen! Aber der Traum bedeutet, daß du sie alle überleben wirst.“ Der Kalif ließ ihm hundert Dukaten geben. — Im Grunde hatte der eine und der andere Ausleger dasselbe gesagt. So viel kommt auf die Art und Wendung im Ausdrucke an.